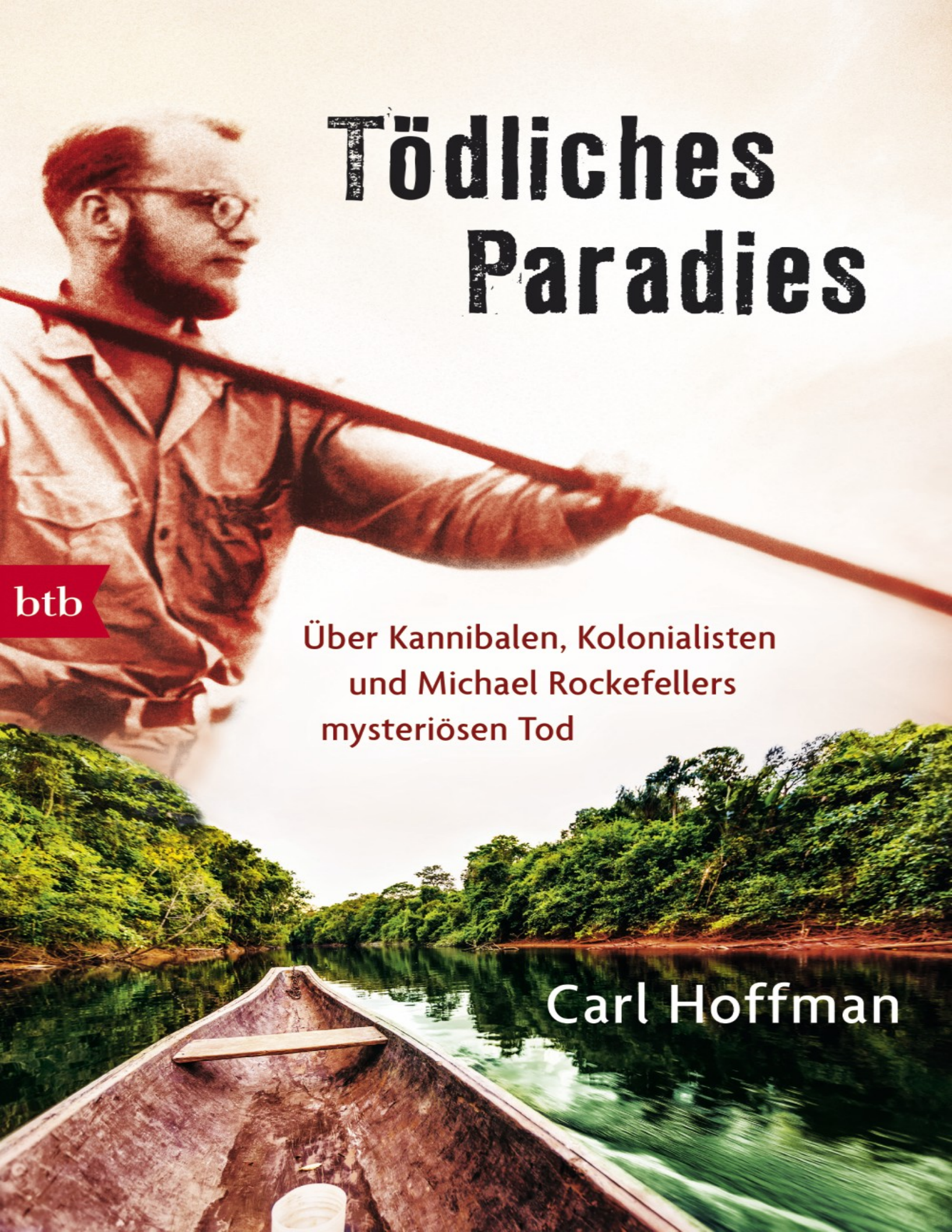


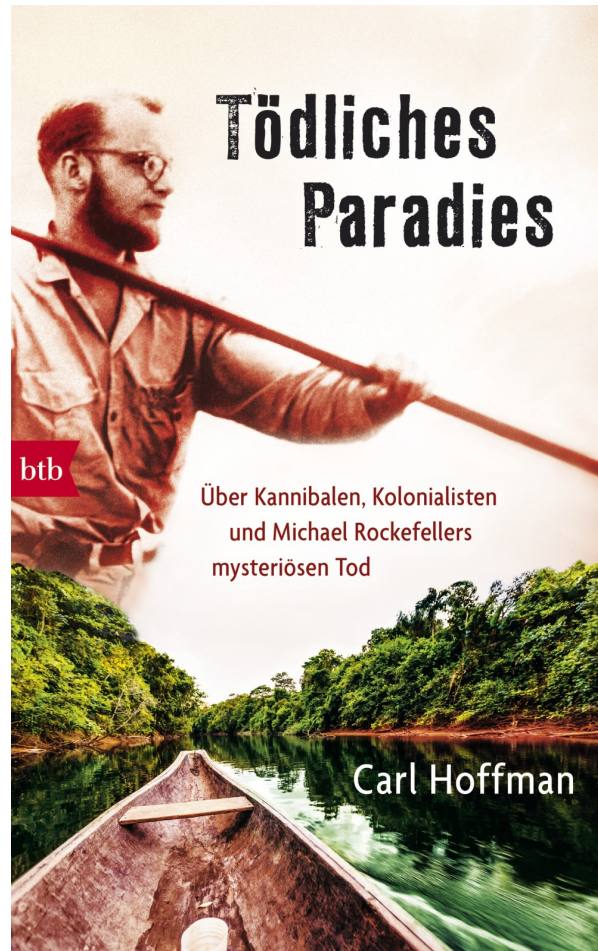


Tödliches Paradies

btb

Über Kannibalen, Kolonialisten
und Michael Rockefellers
mysteriösen Tod

Carl Hoffman



Carl Hoffman

Tödliches Paradies

Über Kannibalen, Kolonialisten
und Michael Rockefellers
mysteriösen Tod

*Deutsch
von Ingo Wagener*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »Savage Harvest. A Tale of Cannibals, Colonialism,
and Michael Rockfellers Tragic Quest for Primitive Art«
bei William Morrow, New York.

1. Auflage
Copyright © 2014 by Carl Hoffman
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-12159-4

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!
www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag

Für Lily

*Jede Begegnung mit etwas Fremdem gleicht einem Enigma,
einer ungeheuren Größe – ich würde sogar so weit gehen,
sie ein Mysterium zu nennen.*

– RYSZARD KAPUSCINSKI

• • • • •

Inhalt

TEIL I

1

19. November 1961

2

20. November 1961

3

Februar 2012

4

20. Februar 1957

5

Dezember 1957

6

Februar 2012

7

Dezember 1957

8

Februar 2012

9

Februar 1958

10

März 1958

TEIL II

11

März 1961

12

März 2012

13

September 1961

14

Februar 2012

15

November 1961

16

November 1961

17

November 1961

18

November 1961

19

November 1961

20

Dezember 196

1

21

März 2012

22

Januar, Februar und März 1962

TEIL III

23
November 2012

24
November 2012

25
Dezember 2012

Dank

Eine Anmerkung zu den Quellen

Notizen

AUSGEWÄHLTES
LITERATURVERZEICHNIS

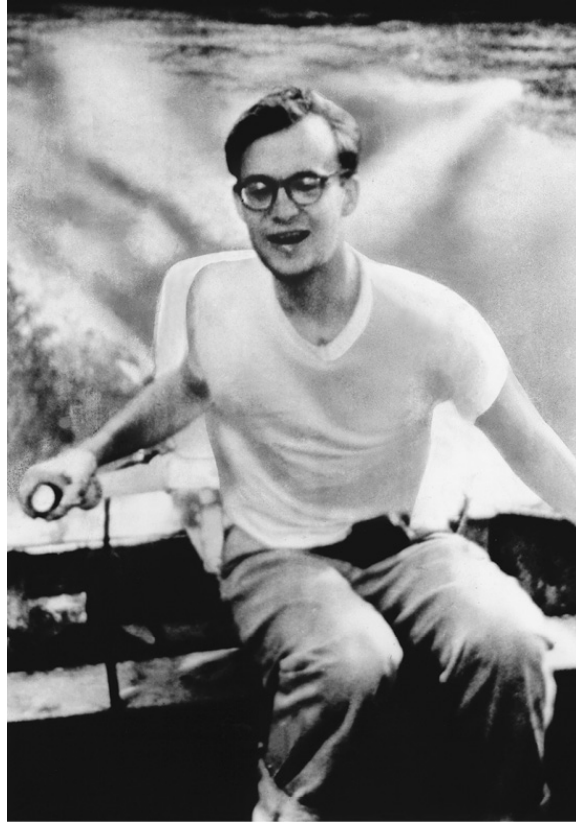


1

• • • • •

19. November 1961

DAS MEER FÜHLTE sich warm an, als sich Michael Rockefeller von dem gekenterten Boot ins Wasser ließ. René Wassing blickte zu ihm hinab. Michael wusste, dass er von der Sonne verbrannt war und eine Rasur brauchte. Sie wechselten ein paar Worte. Immerhin trieben sie jetzt schon seit vierundzwanzig Stunden zusammen vor der Südwestküste Neuguineas, und es gab nicht viel, über das sie noch nicht geredet hatten.



MICHAEL ROCKEFELLER IN NEUGUINEA.

© Library of Congress

Ich glaube wirklich, es wäre besser, wenn du hierbleiben würdest.

Ach, das wird schon. Ich schaffe das.

Michael streckte die Arme von sich und drehte sich um. Es war acht Uhr am Morgen, und die Flut hatte schon eingesetzt. Er trug eine weiße Baumwollunterhose und eine schwarz umrandete Brille. An seinem Armeegürtel aus Stoff waren zwei leere Benzinkanister festgebunden. Auf den einen legte er einen Arm und fing dann an zu schwimmen, stieß sich mit den Beinen Richtung Küste ab, die nichts weiter war als eine verschwommene graue Linie in der Ferne. Sie war kaum zu erkennen. Er nahm an, dass sie zwischen acht und fünfzehn Kilometer vor dem Festland trieben. Während er langsam mit den Beinen trat, überschlug er die Zahlen noch einmal im Kopf. Eineinhalb Kilometer in der Stunde bedeutete, dass er in zehn Stunden Land erreichen würde. Einen Kilometer die Stunde, und es würde schon fünfzehn Stunden dauern. Kein Problem. Das Wasser war

beinahe so warm wie in der Badewanne, und alles, was er tun musste, war, sich der Sache anzunehmen. Außerdem besaßen René und er Gezeitentafeln von der Region, und er wusste, dass er noch ein Ass im Ärmel hatte: Ebbe und Flut waren nicht gleichzeitig getaktet. Zwischen vier Uhr am Nachmittag und dem darauffolgenden Morgen kam die Flut, Höhepunkt um Mitternacht. Um zwei Uhr in der Nacht folgte eine kleine Ebbe, um dann um acht wieder von einer Flut abgelöst zu werden. Also konnte er in zwölf von vierzehn Stunden darauf zählen, dass das Wasser ihn zur Küste tragen würde – gerade in der Zeit, in der die Müdigkeit am gefährlichsten für ihn werden würde.

Es dauerte nicht lange, bis René auf dem gekenterten Katamaran Michael aus den Augen verlor. Er kannte das Gefühl von den vielen Sommern in Maine. Auch dort schwamm er weit von der Küste weg und wusste, dass sie sich rasch entfernte, auch wenn das angepeilte Ziel keinen Deut näher gekommen zu sein schien. Außerdem war die Arafurasee vor Asmat ein flaches Gewässer. Schon eineinhalb Kilometer vor dem Festland müsste er stehen und den schlammigen Boden mit den Füßen berühren können. Er drehte sich auf den Rücken und trat mit den Beinen. Schön langsam und regelmäßig, die Kanister hinter sich herziehend. Er konnte sein Herz schlagen und den eigenen Atem hören.

Er hätte es nie ausgesprochen, aber er verspürte eine Art Bestimmung. Eine Größe. Ein Selbstbewusstsein, dessen er sich kaum bewusst war. Dreiundzwanzigjährige denken nicht an den Tod; das Leben scheint ein Geschenk für immer zu sein. Es war, als würde er in seinem Studebaker mit hundertdreißig die Interstate in Maine entlangbrausen. Das *Hier und Jetzt* ist das Einzige, was für einen Dreiundzwanzigjährigen zählt. Zudem war er ein Rockefeller. Manchmal fiel ihm das zur Last, manchmal schien es ein Geschenk zu sein. Aber wie dem auch sei, es definierte ihn, selbst wenn ihm nicht danach war. »Unmöglich« stand nicht im Familienlexikon. Alles war machbar. Dieses Gedankengebäude war Teil von ihm, er war damit aufgewachsen. Er konnte überall hinfahren, alles tun, jeden kennenlernen. Sein Urgroßvater war der reichste Mann der Welt gewesen, sein Vater der

Gouverneur des Staates New York, und gerade hatte er für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten von Amerika kandidiert. In schicksalhaften Überlebenskämpfen zählt nichts mehr als der Wille, und Michaels Wille kannte keine Grenzen. Wie jeder Rockefeller trug er Verantwortung. Er musste Gutes und Großes zu tun, etwas aus sich machen. Während »unmöglich« ein Tabu war, stand »gesellschaftliche Verantwortung« im Familienlexikon ganz groß geschrieben. Er schwamm nicht nur um sein Leben. Er schwamm für René, der gerettet werden musste. Er schwamm für seinen Vater Nelson, für seine Zwillingschwester Mary und sogar für die Asmat, denn er hatte so viel wunderschöne Kunst von ihnen gesammelt, die er mit seinem Vater, mit Robert Goldwater vom Museum for Primitive Art, mit seinem besten Freund Sam Putnam und mit der ganzen Welt teilen wollte. Das alles hatte er zwar nie in Worte gefasst, aber er wusste es einfach, spürte es. Also schwamm er, wedelte mit den Armen, schlug mit den Beinen, war voller Zuversicht. Die Welt war groß, er aber befand sich in einer Blase. Er und das Meer, die große Arafurasee.

Michael war nicht in Eile. Angst, Panik – sie waren es, die Menschen töteten, ihre Sinne verwirrten, ach so wertvolle Energie verschwendeten. Das wusste er noch von der Grundausbildung bei der Armee. Und jetzt musste er sogar ein wenig lächeln, als er sich daran erinnerte, wie er und seine Kommilitonen an der Harvard-Universität mit den Augen gerollt hatten, als sie sich mit dem Widener-Schwimmen konfrontiert sahen. Es war Bedingung, dass jeder Harvard-Absolvent fünfzig Meter schwimmen musste, ehe er seinen Abschluss erhielt. Die Mutter eines ehemaligen Studenten namens Harry Elkins Widener, der mit der *Titanic* untergegangen war, hatte ihre Spende von zweieinhalb Millionen Dollar für die neue Universitätsbibliothek davon abhängig gemacht.

Nein, hier ging es um Beharrlichkeit. Sobald er spürte, wie seine Waden verkrampften und seine Schultern ermüdeten, ruhte er sich aus. Treibend klammerte er sich an die leeren Benzinkanister und starrte auf den großen Himmel über sich, der voller sich stets verändernder Wolken hing. Zum Glück herrschte beinahe Windstille, und das Meer war ruhig. Je länger der

Nachmittag andauerte, desto gleichmütiger wurde das Wasser. Bei Sonnenuntergang glich das Meer einem Schwimmbad an einem warmen Sommerabend. Er paddelte und strampelte weiter, dachte an die Ausstellung, die er in New York eröffnen wollte. Die sechs Meter hohen Ahnenpfähle, die er gesammelt hatte – nie zuvor hatte ein Mensch auf dem amerikanischen Festland so etwas zu sehen bekommen; sie würden alles andere in dem neuen Museum seines Vaters in den Schatten stellen. Dann leuchteten die Sterne am Himmel auf, Milliarden von ihnen. Am Horizont konnte er Wetterleuchten sehen. Der Mond ging auf, es waren nur noch drei Tage bis Vollmond, und er schien auf ihn herab.

Michael schwamm weiter.

Er war sich nicht sicher, wo genau er sich befand; wahrscheinlich irgendwo zwischen den Flussmündungen des Faretsj und des Fajit bei den Ortschaften Omadesep und Basim. Bei Morgengrauen würde die Küste nur so von Menschen wimmeln, schließlich waren sie immer mit Fischen beschäftigt. Michael war froh darüber, dass er diese Leute schon so gut kannte; Asmat, die am weitesten entfernte Ecke des hiesigen Universums, war auch seine geworden. Sein Kosmos, diese alternative Welt, die er entdeckt hatte, entwirrte sich langsam, und diese Strecke zu schwimmen glich einer Taufe tief in Asmat. Außerdem würde es gutes Seemannsgarn werden. Es war dunkel, schon lange, als er merkwürdige Strahlen und Lichter auf dem Wasser widerspiegeln sah. Hinter ihm begann der Himmel zu leuchten, weiß, phosphoreszierende Leuchtraketen, die in das Meer stürzten. Er sah sie, wusste aber nicht, was sie bedeuteten.

Gegen vier Uhr am Morgen verfärbte sich der Himmel, nahm ein leichtes Violett an. Das erste Licht. Hier draußen konnte Michael diese kaum wahrnehmbaren Veränderung spüren. Er war jetzt achtzehn Stunden unterwegs, hatte die Strecke beinahe hinter sich gebracht, so viel wusste er. Er durfte nicht schlapp machen. Seine Taille tat ihm weh, der Gürtel mit den angebundenen Benzinkanistern hatte die Haut wund gescheuert. Er war körperlich am Ende, aber das Morgengrauen verlieh ihm neue Kräfte. Jetzt konnte er Bäume sehen. Nicht viel mehr als eine dunkle Linie, aber sie

waren da. Erneut ruhte er sich aus, ließ sich wieder treiben. Sein ganzer Körper schmerzte. Er hatte Hunger und Durst, und das Salzwasser brannte ihm am ganzen Leib. Er hätte alles für ein Glas kaltes, frisches Süßwasser gegeben. Er fröstelte. Besser, weiterzumachen. Je heller der Morgen, desto näher kam er dem Ufer.

Er versuchte, sich aufzustellen. Es gelang ihm, wenn auch nur gerade eben. Der Boden war schlammig und klebrig, aber irgendwie fiel ihm das Schwimmen jetzt leichter. Er könnte sich einfach hinstellen und sich ausruhen, und allein diese Tatsache gab ihm neue Kraft. Er wusste, dass er es schaffen würde. Er band einen der Kanister los und ließ ihn forttreiben; ohne ihn würde es leichter sein. Er schwamm, stand, schwamm wieder – jetzt immer auf dem Rücken, die einzige Art, sich fortzubewegen, obwohl es schmerzte. Bald wäre er in Sicherheit. Nipapalmen und Mangroven erhoben sich scheinbar direkt aus dem Wasser, dazwischen Kanus, eine ganze Flotille inmitten der Bäume.

Und Menschen.

2

• • • • •

20. November 1961

SIE SAHEN IHN, fünfzig von ihnen. Sie ruhten sich in acht langen Kanus an der Mündung des Ewta-Flusses aus. Es war sechs Uhr. Die Sonne erhob sich schon über den Bäumen, und die gesättigten Farben des frühen Morgens in den Tropen würden sehr bald von der schonungslosen Sonne ausgebleicht werden. Die Flut hatte beinahe ihren Höhepunkt erreicht, eine Küstenlinie war nicht klar zu erkennen – lediglich einzelne überflutete, buschige Bäume, wo das Wasser auf Land traf und das Sumpfland und dichter Dschungel begannen. Hier konnten sie im Schatten warten und die langen Zigaretten rauchen, die sie aus den gelben Deckblättern der Nipapalmen drehten. Sie mampften Sagobällchen nach einer langen Nacht des Paddelns. Ihr Zuhause lag nur noch fünf Kilometer flussaufwärts.



SCHÄDEL EINES ASMAT-AHNEN; DER VORHANDENE UNTERKIEFER LÄSST DARAUF SCHLIESSEN, DASS ES SICH HIER NICHT UM DAS OPFER EINER KOPFJAGD HANDELT.

»Schaut, ein ew!«, rief Pep auf Asmat. Ein Krokodil!

Die Männer griffen nach ihren Speeren, drei Meter lang, kunstvoll geschnitzt und mit fürchterlichen, drei Zentimeter langen Widerhaken versehen. Einige waren sogar mit der Klaue eines Kasuar-Vogels geschmückt.

Sie beobachteten das Krokodil, das sich allerdings anders bewegte als andere Krokodile. Michael schwamm auf dem Rücken, drehte sich dann aber und sah die Männer und ihre Kanus, roch den Rauch ihrer Zigaretten und der Feuer, die achterlich eingebettet in Schlamm vor sich hin schwelten, und er winkte und rief ihnen zu.

Unglaublich. Er hatte es geschafft!

»Nein«, sagte Fin. »Das ist ein Mann!«

»Wow!«, grunzten sie. Pep, Fin und Ajim, wie auch die anderen, standen gebeugt auf ihren Kanus und paddelten mit kräftigen Zügen auf den schwimmenden Mann zu. Die anderen Männer gesellten sich ebenfalls zu ihnen. Die Boote waren etwa zwölf Meter lang, schmal, sehr niedrig, und einige wiesen verblichene ockerfarbene und weiße vertikale Streifen auf. Sie umzingelten ihn. Michael lächelte und schnappte nach Luft. Sein Bart war nass, seine Lippen aufgeplatzt und voller Blasen. Pep streckte den Arm nach

ihm aus und versuchte, ihn an Bord zu hieven, aber Michael war zu erschöpft, um mitzuhelfen. Letztlich nahmen Fin und Pep je einen Arm, während der Rest Richtung Ufer paddelte. Sie erkannten ihn. In einer Welt ohne Fotos oder Schriftgut besaßen sie ein bestens ausgebildetes Erinnerungsvermögen. Er war schon einmal in ihrem Dorf gewesen, sie konnten sich gut an ihn erinnern. Er hieß Mike.

Die Männer in den Kanus waren schwarzhäutig, besaßen markante Gesichtszüge mit hohen Wangenknochen und münzengroßen Löchern in den Nasenflügeln. Außer dem einen oder anderen Wildschwein oder Menschen nahmen sie kein Fett zu sich, kein Öl, und Zucker gab es nicht. Ihnen fehlte die Schicht Unterhautfett, die selbst dünne Menschen in Industrienationen aufweisen. Sie bestanden aus harten Muskeln, Venen und Haut, hatten von dem vielen Paddeln eine breite Brust bekommen. Ihre Taillen waren schmal, die Bauchmuskeln ausgeprägt. Abgesehen von eng, aber fein geflochtenen Rattanbändchen über ihren Knien und Ellenbogen waren sie nackt. Zudem trugen sie Bastbeutel, die mit den Samen der Hiobsträne und Kasuar- oder Kakadufedern geschmückt waren. Die Beutel der älteren Männer mit höherem Status hingen über der Brust, die der jüngeren über dem Rücken. Ajims, Peps und Fins Beutel hingen über der Brust, und an ihren linken Handgelenken trugen sie dicke, fünfzehn Zentimeter breite Armreife, die als Schutz gegen die zurückschnappende Rattan-Sehne ihrer gut zwei Meter hohen Bögen dienten. Einige trugen geschnitzte Schweineknochen in den Nasen.

Ajim warf Pep einen Blick zu. »Das ist deine Chance«, sagte er. Es war nicht nur eine Feststellung, sondern auch eine Herausforderung. Ajim war das Oberhaupt einer der fünf *jeus* oder Männerhäuser, aus denen die Asmat-Siedlung Otsjanep bestand. Er hatte mehr Männer als alle andere getötet, mehr Schädel erobert. Er besaß einen raschen Geist, war wild, mutig, tapfer, kriegerisch und voller leidenschaftlicher Extreme. Er hatte sich seinen Status mit seiner Furchtlosigkeit und Risikobereitschaft verdient und versprühte das, was die Asmat *tes* nennen: Charisma.

Pep zögerte keinen Augenblick. Umringt von Verwandten und Bekannten aus seinem Dorf wusste er, dass sein Ruf auf seiner Kühnheit gründete, darauf, wie viele Schädel er eroberte. Er heulte auf, drückte den Rücken durch und versenkte dann den Speer in den Rippen des weißen Mannes.

Michael schrie auf, gab ein beinahe unmenschliches Stöhnen von sich. Sie hievten ihn in das Kanu, Blut quoll aus der Wunde. Sie wussten, was sie taten, hatten es Dutzende Male zuvor getan, folgten heiligen Regeln, die jeden Schritt vorgaben, Regeln, die sie definierten, sie zu Männern, sie vollständig machten. Gleich würden sie seine Macht an sich nehmen, zu ihm *werden* und somit das Gleichgewicht der Welt wiederherstellen.

Die fünfzig Männer paddelten gen Süden auf die Arafurasee hinaus, in gerader Reihe auf ihren Kanus stehend, vorne und achtern jeweils die wichtigsten Männer, dort, wo die Arbeit am härtesten war. Sie ließen ihre Schultern und Muskeln spielen; Schweiß glitt von ihren Brustkörben und Stirnen; ihre Rücken glänzten in der Sonne. Sie sangen, brüllten »Wow! Wow! Wow!«, während sie mit den Paddeln gegen das Kanu schlugen und auf den Bambushörnern bliesen, die klangen wie unheimliche Nebelhörner. Sie lachten. Im feierlichen Sprechgesang hörte man immer wieder »Wow! Wow! Wow!«. Adrenalin schoss durch ihre Adern, das Blut des weißen Mannes vermengte sich mit dem Wasser im Kanu, spülte um ihre nackten Füße.

Einige Kilometer südlich des Ewta-Flusses bogen sie links ab, erreichten so einen kaum erkennbaren Einschnitt am Ufer. Hier glänzte das Meer silbern über dem schwarzen Schlamm, der sich in langen Bänken vor der Küste erstreckte. Der Dschungel besaß ein sattes Grün und schien sie von allen Seiten her einzuengen. Nipapalmen und Mangrovenwurzeln stachen wie Klauen in das Wasser. Kakaduschwärme mit schwefelfarbenen Hauben flogen über ihre Köpfe hinweg, stießen Schreie aus. Die Vögel aßen Früchte, und Pep, Fin und Ajim taten es ihnen gleich, denn auch sie aßen die Früchte – menschliche Köpfe. Menschliche Köpfe waren die Früchte der Menschen und dienten als beeindruckende Symbole der Fruchtbarkeit, wertvolle

Samen, die erblühten, wuchsen, starben und aus denen neue Menschen stammten.

Sie bogen in den Meeresarm ein – ein verlassener, wunderschöner Ort, in den sanfte, weiße Wellen hineinrollten, und der Schlamm unter ihnen glänzte in der Sonne, das Wasser war braun. Es war ein Ort, an dem es noch nie einen Motor oder ein Radio gegeben hatte, ein Ort, an dem sich die Lebensgeister versammelten. Und nun waren sie kurz davor, einen weiteren mächtigen Samen zu ernten: den Schädel von Michael Rockefeller.

Es gab keinen Strand, lediglich ein schmales Ufer aus dickem, aschfarbenem Schlamm. Sie zerrten den weißen Mann aus dem Kanu und schlugen ihm leicht auf den Kopf.

»Das ist mein Schädel!«, rief Fin, während die anderen sich zu ihnen gesellten und Rufe der Ermunterung ausstießen. Michaels Körper war schlaff, er war lebensgefährlich verletzt. Blut quoll aus seinem Mund, rann in Rinnsalen auf seinen verfilzten, nassen Bart. Fin, Pep und Ajim hielten ihn aufrecht und verpassten ihm einen Axtschlag ins Genick. Michael Rockefeller war tot.

Ajim drehte ihn um und rammte ein Bambusmesser in seine Gurgel, ehe er den Kopf derart nach hinten riss, dass die Halswirbel knirschend nachgaben. Mensch, Schwein, jetzt war alles gleich – Michael war heiliges Fleisch. Während die anderen totes Geäst aus dem Wald sammelten und es mit den glühenden Kohlen aus den Kanus ansteckten, schnitt Fin sein Opfer vom After bis zum Hals auf: von einer Seite des Rumpfs bis zur Achsel, über das Schlüsselbein hin zur Gurgel, um dann an der anderen Seite wieder hinunter zum After zu schlitzen. Genau wie ihre Ahnen ihnen geboten haben, genau wie man einen Menschen schlachtet. Überall war Blut, an ihren Händen, ihren Armen, ihren Beinen. Fliegen versammelten sich, summten zu Tausenden über ihren Köpfen.

Mit einer Axt brach Fin eine von Michaels Rippen heraus und legte sie beiseite. Ajim kugelte dem Toten Arme und Beine aus und riss dann Michaels Gedärme von der Bauchhöhle. Fünfzig Stimmen sangen in Einklang. Es war ein mächtiger, urtümlicher Rhythmus, der der Puls des

Schlamms und der Bäume hätte sein können. Hier herrschte heilige Gewalt. Das Feuer knisterte, rauchte, war heiß, und die Fleischbrocken wurden darin gegart. Als sie fertig waren, zog man die verkohlten Beine und Arme aus dem Feuer, löste das Fleisch von den Knochen und vermischte es mit dem krümeligen weißgrauen Sago zu länglichen Stücken, sodass jeder von ihnen etwas zu essen bekam. Ihre Hände waren ganz verschmiert mit dem wertvollen Fett, von dem sie kleine Brocken in ihre Bastbeutel steckten.

Wenn es sich um eine normale Tötung eines Einwohners ihres Dorfs gehandelt hätte, nur wenige Jahre zuvor, dann hätte man den Leichnam mit nach Hause genommen, um dort die aufwendigen schamlosen Rituale zu vollziehen, die eine solche Tat nach sich zog. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Dies war ein weißer Mann, und sie mussten es hier und jetzt tun, im Geheimen. Sie hielten den Kopf lang genug über das Feuer, um die Haare anzusenken. Fin schnitt sie ab und vermischte sie mit dem aufgefangenen Blut. Sie schmierten sich damit gegenseitig die Köpfe, Schultern, Körper, selbst den Anus ein. Sie umgaben sich völlig mit Michael Rockefeller. Als der Schädel gar war, skalpierten sie ihn, schnitten ihn von der Nasenwurzel bis zum Genick auf. Während der Arbeit erzählten sie sich von dem Handeln Michaels, als er noch gelebt hatte.

»Gestern noch hat er Fisch gegessen«, sagte Pep.

»Er ist geschwommen«, befand Fin. »Aber jetzt ist er tot.«

Ajim nahm eine Steinaxt und schnitt damit ein Loch von fünf Zentimeter Durchmesser in Michaels Schläfe. Die Axt besaß jetzt einen Namen, einen neuen. Von nun an hieß sie Mike. Sie schüttelten das Gehirn auf ein Palmenblatt, schabten den Schädel mit einem Messer aus, um auch noch die letzten Brocken zu ergattern, ehe sie alles mit Sago vermengten, das Blatt umwickelten und im Feuer rösteten. Dieses Mahl war etwas Besonderes. Nur Pep, Fin, Ahim und Dombai, die ältesten Anwesenden, durften davon essen. Eine üppige Speise. Es war nicht leicht, sich in Asmat den Bauch vollzustopfen, aber jetzt war ein jeder pappsatt. Endlich konnten sie sich ausruhen, ohne Furcht einschlafen. Sie wickelten den Schädel in Bananenblätter ein, legten ihn in Fins Kanu und paddelten heimwärts.

3

.....

Februar 2012

WIR ERREICHTEN DEN Scheitelpunkt der Welle. Das neun Meter lange Boot aus Fiberglas schmetterte in das schmale Wellental hinab. Als die Wogen der Arafurasee über mir tosten, wunderte ich mich, wie Michael Rockefeller wohl gestorben war. Der Seegang war kurz und steil, und meine Gedanken begannen zu rasen. Ich stellte mir Michael als Opfer einer heiligen Ritualtötung der Asmat vor, einer Schlachtung, die in einer Ausgabe des *American Anthropologist* aus 1959 detailliert geschildert ist. Falls sie Michael getötet haben, dann so.



AMATES, MANU UND WILEM (VON VORNE NACH HINTEN) IN EINEM BOOT AUF DER ARAFURASEE

Falls sie ihn getötet haben – aber deswegen war ich ja hier. Genau das wollte ich herausfinden. Die Wogen brachten mich wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Wir griffen sie seitlich an, Wilem gab Gas, um sie zu erklimmen, ehe sie brachen, um dann das Tempo wieder zu drosseln und damit den Fall in das sofort folgende Wellental zu mildern. Er war auf diesen Gewässern aufgewachsen und wusste, was er tat, aber das Boot drohte, außer Kontrolle zu geraten. Es wurde gerade hell; in Asmat richtet man sich nach Ebbe und Flut, nicht nach der Uhr, und wir hatten die Ortschaft Atsj um halb vier in der Nacht verlassen. Der Vollmond war riesig und hell gewesen, wie eine düstere Sonne in der Dunkelheit; er tauchte die Bäume in Schatten und ließ die Bugwelle silberfarben erscheinen. Das Kreuz des Südens war direkt über uns, so hell und klar wie eine Weihnachtsbeleuchtung. Kleine Fledermäuse zogen ihre Kreise über dem Boot. Aber jetzt wurden wir auf der offenen See hin und her geschaukelt. Die Wellen traten über die Bordwand in das Boot, und die Anmut der Nacht hatte dem Terror der See Platz gemacht. Ich kroch Richtung Vorschiff, griff mit der Hand unter die Plane, suchte blindlings nach meiner Tasche, fand sie, holte den wiederverschließbaren Plastikbeutel mit dem Satellitentelefon hervor und steckte ihn ein. Dann kam erneut eine Welle, die mich von oben bis unten durchtränkte.

Eigentlich hatte ich das Telefon gar nicht mitnehmen wollen, aber im letzten Moment war mir der Gedanke gekommen, dass ich ganz schön blöd dastehen würde, wenn ein einziger Anruf mein Leben retten könnte. Hätte Michael Rockefeller 1961 zumindest ein Funkgerät in seinem gekenterten Boot gehabt, wäre er nie vom Erdboden verschwunden. Da gab es kein Wenn und Aber.

Wir navigierten die Mündung des Betsj-Flusses an der Südwestküste Neuguineas. Hier, nördlich von Australien, rollt die Arafurasee über eineinhalbtausend Kilometer vor sich hin, ehe sie auf die Sümpfe der indonesischen Provinz Papua trifft. Wo das Wasser endet und das Land beginnt, ist schwierig zu sagen. Die Arafurasee hat die Farbe eines blassen Opals und trägt den ganzen Schlamm der tausend braunen Flüsse in sich,

die von dem gewaltigen, zerklüfteten Zentral-Massif Neuguineas, das bis zu knapp fünftausend Meter in den Himmel ragt, herabstürzen. Die Gipfel fangen die schweren tropischen Wolken voller Feuchtigkeit ab, jeder Bach fließt in einen anderen, und sie wachsen und verflechten sich in der flachen Ebene, die sich urplötzlich über gute hundertfünfzig Kilometer vom Fuß des Gebirges bis zur Küste erstreckt – ein Land ohne Hügel, Stein oder gar Kies.

Die Arafurasee erlebt Tiden von viereinhalb Meter, monumentale Wassermassen schwappen unsichtbar tagein, tagaus über diesen flachen Sumpf und überfluten das Land, das sich in eine Unterwelt aus Wasser und Bäumen verwandelt. Es ist, als ob man mit dem Kanu durch einen Wassergarten gleitet. Von Mangroven mit verknoteten und moosbewachsenen Wurzeln hängen Kletter- und Aufsitzerpflanzen. Bambushorste ragen in dichten grünen Gruppen empor. Bis zu neun Meter lange, prähistorisch anmutende Nipapalmwedel rascheln in der Brise, ihre Wurzeln schwarz, verdreht und bauchig. Himmelhohe Kängurubäume wachsen aus dem Wasser, das die gleiche Farbe hat wie eine Tasse starker Tee. Wenn die Ebbe kommt, hinterlässt die Arafurasee gewaltige Mengen an glänzendem Schlamm, der so fein ist, dass man bis in die Knie einsinkt. Er fühlt sich so weich und samtig an wie flüssiges Satin. Und kühl. Es wimmelt darin von Schlammspringern und winzigen gelben Krabben, so groß wie Fingernägel.

Von oben, aus einem Flugzeug, sieht man nichts weiter als einen flachen, undurchdringlichen grünen Teppich, der von verzweigten braunen Adern durchzogen ist. Sie scheinen in alle Himmelsrichtungen zu führen. Aus einem Boot oder von einem Ufer aus ist das Land so flach, dass der Himmel riesig erscheint. Ständig verändert er sich, ist voller Schichten und Formen, blaue Flecken vermischt mit bedrohlichen zinnfarbenen Wolken. Sintflutartiger Regen prasselt mit unglaublicher Wucht zu Boden, so viel Wasser in solch riesigen Tropfen, dass man nicht glauben kann, dass genügend Platz dafür in der Luft ist. Oft regnet es, obwohl gleichzeitig die Sonne scheint. Es ist heiß. Schwül. Manchmal so grell, dass die Landschaft schimmert. Stille, das Geräusch von raschelnden Blättern, tröpfelndem

Wasser, das Platschen eines springenden Fisches, der Schrei eines Kakadus oder das Eintauchen eines Paddels. Nachts stehen die Sterne hell und licht am Firmament, die Milchstraße verwirbelt und weiß und dicht wie Tapioka-Pudding. Und selbst in diesen herrlich klaren Nächten sieht man am Horizont immer wieder Wetterleuchten, als ob irgendwo irgendetwas Großes passiert, bloß nicht hier. Die Arafurasee ist ein ganzes, ein großes Meer; manchmal ist sie ruhig und still und beinahe blau, dann aber wieder auch wütend und wild, ein beständig heißer Wind drückt sie gegen die Flussmündungen, die bis zu fünf Kilometer breit sind, und schafft so brodelnde Turbulenzen. Es hat etwas Urtümliches, Biblisches. Weit weg von allem.

Auf seine Art ist Asmat perfekt. Es gibt alles nur Erdenkliche, was man zum Überleben braucht. Es gleicht einer Petrischale voller Garnelen, Krabben und Fischen, Muscheln und Schnecken. Fünf Meter lange Krokodile sind vor den Flussufern auf Beute aus, und kohlrabenschwarze Leguane sonnen sich auf entwurzelten Bäumen. Im Dschungel gibt es Wildschweine, die flauschigen, opossumähnlichen Kuskus und die straußähnlichen Kasuar. Und natürlich die Sagopalme, deren Mark man zu einer weißen essbaren Speisestärke stampft und das die Larven des hiesigen Bockkäfers enthält, beides Hauptnahrungsquellen. Die Flüsse gleichen navigierbaren Autobahnen. Es gibt Schwärme schillernder rotgrüner Papageien, Nashornvögel mit über zehn Zentimeter langen Schnäbeln und blauen Hälsen, weiße Kakadus mit schwefelfarbenen Hauben und rabenschwarze Kakadus mit brillanten Hauben.

Und Geheimnisse, Geister, Gesetze und Traditionen, die von Männern und Frauen heraufbeschworen wurden, die seit Menschengedenken durch das Meer, die Berge, den Schlamm und den Dschungel vom Rest der Welt abgeschottet sind.

Bis vor fünfzig Jahren hat es hier kein Rad gegeben. Kein Stahl oder Eisen, noch nicht einmal Papier. Selbst heute gibt es keine einzige Straße, geschweige denn ein Auto. Auf sechsundzwanzigtausend

Quadratkilometern existiert eine Landebahn, und außerhalb der »Hauptstadt« Agats gibt es keinen einzigen Mobilfunkmast.

Die Wellen brachen über uns zusammen, und das Boot rollte, während ich versuchte, einen Plan auszuhecken. Unser schwimmender Untersatz bestand aus Fiberglas; man konnte also davon ausgehen, dass er nicht unterging. Würde ich in der Lage sein, irgendwie aus dem Wasser auf den Rumpf zu klettern und das Telefon zu benutzen? Wen würde ich anrufen, und was könnten sie anstellen, wenn ich sie mitten in der Nacht in den Vereinigten Staaten erreichte? Und außerdem war ich Sklave meines Handys: Ich hatte die Nummern der meisten Leute nicht im Kopf. Wir näherten uns der südlichen Spitze der Flussmündung, recht nahe am Ufer, wenn es auch kein richtiges Ufer gab – nur überflutete Küste und Sumpf. Würde ich vielleicht auf die windigen Mangroven klettern können? Das Verrückteste überhaupt war ja, dass wir uns an exakt derselben Stelle befanden, an der vor fünfzig Jahren Rockefeller gekentert war.

Er war dreiundzwanzig Jahre alt und hatte gerade die Harvard-Universität absolviert. Der privilegierte Sohn des Gouverneurs des Staates von New York, Nelson Rockefeller, hatte eine siebenmonatige Reise hinter sich, die aus dem adretten Studenten einen abgerissenen Fotografen und Kunstsammler gemacht hatte. Gerade noch hatten die Wellen sein Boot hin und her geworfen, ehe es plötzlich kenterte. Und dann ist Rockefeller zur Küste geschwommen und ward nie wieder gesehen. Verschwunden, keine Spur von ihm oder seinem Körper, nie. Und das trotz einer zweiwöchigen Suchaktion mit Schiffen, Flugzeugen, Helikoptern und Tausenden Einwohnern, die Dschungel, Sümpfe und Küste durchkämmt hatten. Die Tatsache, dass ihm etwas so Einfaches, Banales passiert war, machte unsere Situation um ein Vielfaches realer. Es würde keine unheilverkündende Musik erklingen. Eine einzige Welle, und ich würde mich mitten im Nirgendwo an einen Bootsrumpf klammern.

Laut offiziellem Bericht ist Michael Rockefeller ertrunken, aber es gibt eine Vielzahl an Gerüchten. *Er ist gekidnappt worden und wird gefangen gehalten. Er hat sich freiwillig den Einheimischen angeschlossen und versteckt sich jetzt*

im Dschungel. Er ist Krokodilen oder Haien zum Opfer gefallen. Er hat es bis zum Festland geschafft, nur damit Asmat-Kopfjäger ihn dort umbrachten.

Die Geschichten wollten nicht abreißen, hatten beinahe mythische Proportionen angenommen. Sogar ein Theaterstück, ein Buch und ein Rocksong wurden über Michaels Verschwinden geschrieben. Der Höhepunkt kam mit einer dreiteiligen Fernsehserie in den Achtzigerjahren mit Leonard Nimoy. Mich hat die Geschichte in ihren Bann gezogen, als ich das erste Mal das Foto von Michael zu Gesicht bekommen hatte. Er trug einen Bart, war auf den Knien und hielt seine Fünfunddreißig-Millimeter-Kamera hoch, sodass die Einwohner des damaligen Niederländisch-Neuguinea sie begutachten konnten. Er war bei Filmarbeiten im Baliem-Tal unterwegs. Der Film namens *Dead Birds* war eine bahnbrechende und umstrittene ethnographische Dokumentation einer kaum kontaktierten Steinzeitkultur, bei der rituelle Kriegsführung auf der Tagesordnung steht. Die Berge, der Nebel, all die nackten, brüllenden Männer, die mit Speeren und Pfeil und Bogen aufeinander losgingen, hatten mich in ihren Bann gezogen, mich bezaubert. Überhaupt war die Idee faszinierend, Kontakt mit einer Welt so völlig außerhalb der unseren herzustellen. Mit Mitte zwanzig versuchte ich, das damalige Irian Jaya zu besuchen, aber es stellte sich als zu teuer für meinen Geldbeutel heraus, und so wurde aus dem Ganzen nicht mehr als ein kurzer Trip nach Borneo. Damals besaß ich ein Foto von mir, das dem von Michael Rockefeller verblüffend ähnlich war – wir waren beinahe gleich alt, und ich hielt meine Kamera in die Höhe, damit ein Dayak-Kind im indonesischen Borneo sie sich genau betrachten konnte.

Ich war ein gutbürgerlicher Junge mit einem jüdischen Elternteil, hatte eine staatliche Schule besucht, war kein blaublütiger Spross wie Michael, aber die Reise Rockefellers hat etwas in mir ausgelöst. Ich wusste, was er vorhatte und warum er da war, zumindest im Ansatz. Er wollte nicht nur die damals noch als »Primitive Kunst« betitelten Werke sammeln, sondern mit eigenen Sinnen diese Welt schmecken, riechen, berühren. Eine ältere, weniger »zivilisierte« Welt, eine Welt, die sich so radikal von der unseren unterschied. Erstkontakt mit anderen. Und ich überlegte, ob er, genauso wie

ich, wissen wollte, was die anderen über ihn, über uns zu sagen hatten. Ob er nicht nur mit ihnen kommunizieren, sondern sehen wollte, ob diese nackten Männer, deren Streben nach heiligen Schädeln und den daraus folgenden fantastischen Schnitzereien nicht ein Spiegel eines jüngeren, elementareren Selbst sind, eines Selbst, das sich nicht mit all den Komplikationen des Fortschritts und der Zivilisation beschäftigen musste. Vielleicht wollte er sehen, ob er so etwas wie einen Garten Eden vorfand – eine Welt, wie sie gewesen war, ehe Eva in den Apfel biss. Er wollte es am eigenen Leib erfahren, dieser Michael Rockefeller, abseits jeglicher Privilegien oder gesellschaftlicher Konventionen. Waren sie wie wir oder tatsächlich anders?

Und wie könnte er seinem Vater, dem Sammler »Primitiver Kunst«, mehr Stolz einflößen, als selbst zur Quelle zu fahren und sich tiefer hineinzustürzen, als der forsche Gouverneur und Präsidentenkandidat es sich jemals erträumt hatte? Michael würde sich die Werke nicht aus Kunstgalerien oder Flohmärkten zusammenklauben, sondern sie von den Erschaffern selbst holen, sie verstehen und somit der Welt eine neue Gruppe Künstler vorstellen.

Ich habe Stunden damit verbracht, mir das Foto anzuschauen, und dabei überlegt, was Michael wohl in Asmat gesehen, verspürt hat. Was war mit ihm geschehen? Würde ich dieses Rätsel lösen können? Ein Kidnapping oder gar eine Flucht seinerseits ergab keinen Sinn. Und wenn er tatsächlich ertrunken war, nun, dann konnte man jetzt auch nichts mehr machen.

Aber er hatte die beiden leeren Benzinkanister dabeigehabt, und sein Leichnam war nie gefunden worden. Und was Haie angeht, so greifen sie trotz ihres furchterregenden Leumunds sehr selten Menschen in der Arafurasee an. Das alles hieß so viel wie: Wenn er es tatsächlich bis ans Ufer geschafft hatte, dann war die Geschichte nicht zu Ende erzählt. Sie besaß ein offenes Ende. Irgendjemand musste mehr wissen. Und dieses »mehr« war der Albtraum eines jeden Reisenden – von einem Ort angelockt zu werden, den man nie wieder verlassen wird. Es musste ein Aufeinanderprallen der Kulturen gewesen sein, irgendeine Art kolossales Missverständnis. Die

Asmat-Krieger wuschen sich die Hände im Blut ihres Gegners, aber die niederländischen Kolonialherren und Missionare hatten sich zu Michaels Zeit bereits über zehn Jahre in der Region aufgehalten, und während der gesamten Zeit hatten die Asmat nie einen Weißen getötet. Wenn er also wirklich umgebracht worden war, dann stellte dies einen monumentalen Hieb in das Herz des Kampfs zwischen dem Abendland und dem anderen dar – dem Kampf, der seit dem Tag tobt, an dem Kolumbus die Neue Welt entdeckt hatte. Es faszinierte mich, dass in dieser entfernten Ecke der Welt die Macht und das Geld der Rockefellers geradezu impotent waren. Wie konnte das sein?

Michaels Verschwinden war ein Rätsel, und es liegt in der Natur des Rätsels, dass es einer offenen Wunde gleicht, ein nicht abgeschlossenes Ereignis offenbart. Wir sehnen uns nach Antworten, und die Idee des Verschwindens ist ganz besonders verstörend. Die großen existentiellen Fragen beschäftigen sich nicht umsonst damit, wer wir sind, wo wir herkommen und wo wir enden. Zeremonien, von Geburtstagen über Hochzeiten und Abschlussfeiern bis hin zu Beerdigungen, sind Rituale, die sich mit diesen Fragen in einer öffentlichen und symbolischen Art beschäftigen, einer Art, die es uns erlaubt, damit umzugehen, die sich verändernden Lebensbedingungen, die verstrichene Zeit zu akzeptieren. Michael Rockefeller aber war verschwunden. Obwohl seine Familie ihn für tot erklärt, sogar einen Gedenkgottesdienst für ihn abgehalten und ihm eine Ruhestätte im Familiengrab gewidmet hatte, gab es keinen Leichnam; niemand konnte mit Sicherheit sagen, was ihm widerfahren war. Auch hatte es keine Todesanzeige in den Tageszeitungen gegeben. Ein Geist ist das, was von einem Menschen übrig bleibt, wenn er nicht an das andere Ufer des Hades gelang – ein ungeklärter Todesfall. Als ein Reisekollege, ein Journalist, der sich des Öfteren bis an das Ende der Welt vorgewagt hatte, mit einem Bus durch Afghanistan gefahren, wutentbrannt, völlig durchgeknallten Soldaten im Kongo über den Weg gelaufen war und sich auch sonst in hundert anderen verrückten Situationen befunden hatte, wusste ich, dass irgendetwas schiefgelaufen sein musste. Und ich war verstört von